

dtv

Im Wein liegt Wahrheit – oder Tod? Martin Bongers kann es kaum fassen: Gestern erst hat er sich von seinem besten Freund, einem Winzer im Bordelais, verabschiedet, nun ist Gaston tot. Erschlagen von Paletten in einem Lager. Angeblich ein Unfall, doch Martin traut der Sache nicht. Wer ist ihm auf der Rückfahrt nach Frankfurt gefolgt? Und warum wurde der Wein, den Gaston ihm mitgegeben hatte, gestohlen? Zurück in Frankreich scheint Martin auf einmal nicht mehr willkommen zu sein. Nur Charlotte, die Tochter des benachbarten Winzers, nimmt seine Fragen ernst ...

Paul Grote, geboren 1946, berichtete fünfzehn Jahre lang als Reporter für Presse und Rundfunk aus Südamerika, wo er die professionelle Seite des Weinbaus kennenlernte. Seit 2003 lebt er als freier Autor in Berlin. Sein Gespür für Wein, sein Wissen und seine Erfahrungen spiegeln sich in allen seinen Krimis wider. Mehr unter: www.paul-grote.de

Paul Grote

Tod in Bordeaux

Kriminalroman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Paul Grote
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag u. a. erschienen:
Rioja für den Matador (20930)
Der Portwein-Erbe (21082)
Sein letzter Burgunder (21391)
Tödlicher Steilhang (21464)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Überarbeitete Neuausgabe 2014
© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Der Band erschien erstmals 2004 im
Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfotos: Corbis/Hans-Peter Siffert und
Yutaka Imamura
Gesetzt aus der Minion 10/12
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21536-7

Gewidmet Gaston Latroy aus Gurgy an der Yonne,
gefallen im Ersten Weltkrieg

»Wie lange sollen wir diese Geschäfte eigentlich noch weitermachen?« Gaston schob die Weinkiste auf die Ladefläche des Kombi und sah Martin vorwurfsvoll an, dann wandte er sich wieder der Garage zu, um die letzte Kiste zu holen.

»So lange es sich lohnt«, rief Martin ihm leichthin nach. »Weshalb fragst du?«

Es dauerte einen Moment, bis sein Freund wieder mit einer Kiste im Arm in der Tür erschien. »Weshalb ich frage? Weil ich mir Sorgen mache. Irgendwann fallen unsere kleinen Spielchen auf. Einer von deinen Konkurrenten kriegt Wind davon und verpfeift dich bei der Steuerfahndung. Da reicht ein anonymer Anruf ...«

»Wieso interessiert dich das auf einmal? Das war dir doch bisher egal. Wir machen das seit Jahren so.«

»Eben darum«, knurrte Gaston, »und irgendwann fällt es auf.« Er stellte die Kiste mit einem Stöhnen zu den anderen auf die Ladefläche. Sie waren schwer, jede fasste zwölf Flaschen und wog mehr als fünfzehn Kilo. Aber harte körperliche Arbeit machte Gaston nichts aus, als Winzer war er daran gewöhnt.

»Weshalb machst du dir Sorgen, Gaston? Was ist los mit dir? Du bist irgendwie gereizt. Da steckt doch was anderes dahinter!« Kopfschüttelnd beobachtete Martin seinen Freund und fand, dass er seinem Blick auswich.

»Das siehst du falsch. Ich bin nicht gereizt!« Gaston straffte

seine Worte Lügen und grummelte: »Du weißt nie, was dich erwartet.«

Martin verstand nichts mehr. Was war nur mit seinem Freund los? »Hast du schlecht geschlafen oder Zoff mit Caroline?« Er ging zum Heck seines Wagens und warf einen Blick auf die Kiste, die Gaston zuletzt gebracht hatte. Er betrachtete den aufgedruckten Schriftzug. »Haut-Bourton?« Nachdenklich blätterte er in seinen Rechnungen. »Habe ich nicht gekauft.«

»Den findest du auch nicht in den Papieren«, sagte Gaston hastig. »Ein ... äußerst interessantes Gewächs. Ich möchte, dass du den Wein probierst, ganz in Ruhe, wenn du wieder in deinem Laden bist.«

Martin verstand das Benehmen seines Freundes immer weniger. »Ich kenne den 89er. Ich glaube, ich habe davon sogar noch was im Lager. Und wozu gleich zwölf?«

»Probier ihn einfach mal und vergleiche ihn mit dem aus deinem Keller. Dann erkläre ich es dir.«

Gastons ruppiger Ton irritierte Martin. »Ist irgendwas passiert? Was ist los? Wir reden doch sonst über alles.«

Gaston machte eine wegwerfende Handbewegung. Er schob die Kisten auf der Ladefläche des Wagens zurecht, quetschte sich dabei die Finger und fluchte. Als die Kisten eine Fläche bildeten, breitete Gaston eine Decke darüber. Jetzt war nicht mehr zu erkennen, dass Bordeaux im Wert von etlichen tausend Euro darunter lag. Der Wagen hing nur auffällig schwer auf der Hinterachse. Er schlug die Heckklappe zu. »Du musst los, sonst kommst du heute nicht zurück. Caroline hätte sich gern verabschiedet, aber sie bringt die Kinder zur Schule.«

Gaston schloss die Garage ab, die ihm zugleich als Kellerei und Flaschenlager diente, und ging ins Wohnhaus. Einen Augenblick später kam er mit einer Einkaufsstüte zurück und stellte sie hinter den Fahrersitz. »Das soll ich dir von Caroline geben, damit du nicht verhungerst.«

Die Männer umarmten sich, bei weitem nicht so herzlich wie sonst, und Martin hatte das Gefühl, dass Gaston ihn möglichst rasch loswerden wollte. »Sag Caroline ein Dankeschön und grüß die Kinder. Und was deinen Wein angeht – so gute Trauben wie in diesem Jahr hattest du noch nie. Ich bin sicher, der Pechant wird großartig.«

Martin zwängte sich umständlich hinters Lenkrad. Der Rücken schmerzte ihn schon jetzt so, als hätte er die tausend Kilometer Autobahn bereits hinter sich. Er blinzelte gegen die flach über den Weinbergen stehende Morgensonne. »Viel Glück mit dem Pechant, Gaston! Ich drücke dir die Daumen. Dieses Mal wird es ein 95-Punkte-Wein, falls du was drauf gibst.«

»Worauf du dich verlassen kannst. Ich werde die Rebstöcke jeden Tag küssen.«

Martin fuhr langsam an und hob grüßend die Hand. Er hatte ein ungutes Gefühl, seinen besten Freund in dieser Stimmung zurückzulassen, aber er konnte die Rückfahrt nach Deutschland nicht aufschieben. Das Überholen des Kühlaggregats und der Pumpen hatte länger gedauert, als sie gedacht hatten. Jetzt erwartete ihn sein Geschäft in Frankfurt.

Er bog in die Landstraße Richtung Saint-Émilion ein, ließ das ihm seit langem vertraute Dorf auf dem Hügel hinter sich und erreichte eine knappe Stunde später die Autobahn. Es herrschte wenig Verkehr, sodass er bereits mittags kurz vor Paris war, wo der Verkehr zunahm. Den Moloch an der Seine umfuhr er und nahm die A4 Richtung Reims.

»Mach Pause unterwegs, vergiss die Rückengymnastik nicht, rase nicht so, und nimm dir Zeit«, hatte Gaston ihn ermahnt. Doch Martin würde wie immer in einem Rutsch durchfahren. Da war er fast so störrisch wie sein Freund, der sich als kleiner Winzer in den Kopf gesetzt hatte, die Größen des Bordelais mit seinem Können herauszufordern.

Martin, dem jeder Ehrgeiz fremd war, bewunderte Gastons Courage. Er hatte deshalb nie den Versuch unternom-

men, ihm sein Vorhaben auszureden, im Gegenteil. Er zweifelte keinen Moment am Erfolg seines Freundes und unterstützte ihn, wo immer er konnte. Darum war er auch in Saint-Émilion gewesen: um Gaston bei den letzten Vorbereitungen für die Lese zu helfen.

Kurz nach Paris begann es zu regnen. Hoffentlich dehnte sich das Tief nicht bis nach Bordeaux aus! Das wäre eine Katastrophe, so kurz vor der Ernte. Martin hatte im September in Bordeaux schon Dauerregen der übelsten Sorte erlebt. Die Temperatur stürzte, und die Winzer des Bordelais rannten mit Angstschweiß auf der Stirn durch ihre Weinberge und rauften sich die Haare. Graue Schleier verhüllten an solchen Tagen die Gironde. War die Fähre zwischen Côtes du Bourg und dem Médoc in der Mitte des Flusses, konnte man auf keiner der beiden Seiten mehr Land sehen.

Bislang jedoch hatte sich das sonnige Wetter gehalten, und die Winzer fieberten steigenden Preisen entgegen. Der erste Merlot wurde bereits gelesen, er verlor die Fruchtigkeit, wenn er zu lange am Stock blieb. Doch Gastons Trauben hatten noch nicht ganz die richtige Reife erreicht, damit sein *Pechant* so wurde, wie er ihn sich vorstellte: voll, rund, dramatisch, weiches, süßes Tannin, eine seidige Struktur am Gaumen und mehr elegant als wuchtig. »Ein Wein, den man erst in zehn Jahren trinken darf und der dann noch fünfzig Jahre hält«, hatte er gestern Abend mit Martin gescherzt.

Gaston riskierte viel, besonders jetzt, da das Wetter unbeständig war und der nahe Atlantik seinen Einfluss geltend machte. Sie hatten lange über den Zeitpunkt für die Lese diskutiert, und Gaston war sich wie immer absolut sicher: »In fünf Tagen fange ich an, nächste Woche Dienstag, dann sind die Trauben richtig!«

Hinter Metz tankte Martin den Wagen auf, traktierte seinen Rücken mit Lockerungs- und Dehnübungen und trank in der Raststätte einen Kaffee im Stehen. Der Geruch von abgestandenem Essen vertrieb ihn aus dem Rasthof. Er schlen-

derte zurück zum Wagen. Schön, dass Caroline an ihn gedacht hatte. Das Erste, was er in dem Lunchpaket jedoch sah, waren zwei Flaschen Haut-Bourton. Schon wieder dieser Wein? Wozu zwei Flaschen, wenn hinten im Wagen eine volle Kiste lag?

Martin wischte den Gedanken beiseite und griff hungrig nach den mit verschiedenen Käsesorten belegten Baguettes. Der nussige Reblochon und der mit Bohnenkraut und rotem Pfeffer gewürzte Tomme de Pèbre gefielen ihm am besten. Mit Wehmut erinnerte er sich an Carolines Kochkünste. Von morgen an würde er wieder für sich selbst kochen müssen, Petra ging lieber essen. Er hob die Schokolade und das Obst für später auf und fädelt sich wieder in den Verkehr ein.

Im Rückspiegel sah er einen silbergrauen BMW aus der Auffahrt schießen. Er war so schnell, dass er Martin, der seinen Wagen nur langsam beschleunigen konnte, fast rammte. Der BMW raste vorbei, und Martin atmete auf. Gerade noch mal gut gegangen. So ein verdammter Idiot. Raser waren auf Frankreichs Autobahnen selten, in Deutschland würde es weit schlimmer werden. Um wie viel lieber wäre er jetzt in aller Ruhe statt nach Nordosten nach Süden gefahren, hinter unter ans Mittelmeer – oder ins Piemont vielleicht? Die Brüder Giacosa besuchen, ihren hervorragenden Barolo kosten, dazu eine Rehkeule ...

Die Wasserfahnen der vor ihm fahrenden Lastwagen zerrten an Martins Nerven, der Scheibenwischer fuhr mit der Regelmäßigkeit eines Metronoms vor seinem Gesicht herum. Hoffentlich saugen sich Gastons Trauben nicht mit Wasser voll, dachte er unruhig, als er die Grenze nach Deutschland passierte. Gott sei Dank keine Kontrollen, ein vereintes Europa hatte viel für sich.

Da riss die Wolkendecke auf, und die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die Erde. Sie fielen auf einen Wald, entflammten ein namenloses Dorf und malten die Hügelkuppen golden. Die gebündelten Strahlen erinnerten ihn an mittel-

alterliche Altarbilder, wunderschön, aber unheimlich zugleich. Das rief Martin Gastons unverständliches Benehmen an diesem Morgen wieder ins Gedächtnis: Angespannt, gereizt und sogar aggressiv war er gewesen.

Die Wolkendecke schloss sich wieder, es wurde früh Nacht. Heute würde er die Strecke nicht schaffen, er war müde und der Wagen zu schwer. Fast eine halbe Tonne Wein transportierte er, Kisten mit klassifizierten Crus aus dem Médoc, aus Pauillac, Saint-Estèphe und Margaux und von der anderen Seite der Gironde, aus Canon-Fronsac, Pomerol und natürlich Saint-Émilion. Er hatte die Weine direkt von den Winzern gekauft – zu Freundschaftspreisen dank seiner jahrelangen Beziehungen und Gastons Hilfe. Es waren erste Gewächse, nur für Liebhaber. Sie bekamen einen fairen Preis, zahlten bar und fragten nie nach der Rechnung. Nur knapp ein Drittel davon stand auf seiner Transportliste. Deshalb hatte ihm Gaston am Morgen auch Vorwürfe gemacht.

Ab Saarbrücken nahm Martin die A6, aber als die Hügel begannen, verließ er die Autobahn. Es reichte ihm für heute. In einem menschenleeren Dorf flackerte ein Schild »*Fremdenzimmer*« an der Giebelwand eines Gasthofes. Er hielt und setzte den Wagen rückwärts so dicht an die Wand, dass niemand an die Heckklappe herankommen konnte, ließ das Lenkradschloss einrasten und kontrollierte trotz der Zentralverriegelung alle Türen.

Als er schwerfällig die von Geranien eingefasste Treppe zum Gasthof hinaufging, fuhr ein großer BMW auf der Dorfstraße langsam vorüber. War das nicht der Idiot, der ihn fast gerammt hätte? Ach, von diesem Wagentyp gab es Tausende.

Martin öffnete die Tür. Eine Theke mit runden Lämpchen darüber empfing ihn, rechts lag der spießig-gemütliche Gastraum mit ein paar Tischen, darauf gemusterte Decken und Vasen mit einsamen Blumen. Links vom Eingang blinkten die Lichter eines Spielautomaten wie Notsignale. Aus der Tür hinter dem Tresen trat eine Frau, wischte sich die Hände

an der Kittelschürze ab und musterte Martin stumm von oben bis unten. Mit dem zerzausten Haar, dem Dreitagebart und der abgewetzten Lederjacke sah er weder wie ein Vertreter noch wie ein Tourist aus.

»Haben Sie ein Zimmer – und vielleicht was zu essen?«

»Eigentlich ist die Küche geschlossen. Aber wenn's sein muss ...« Die Frau blätterte im Gästebuch. »103 ist frei, erster Stock, 35 Euro mit Frühstück.« Sie gab Martin den Schlüssel. »Gepäck?« Sie runzelte die Stirn.

»Doch, doch. Im Wagen, ich hol's gleich«, sagte Martin entschuldigend. »Haben Sie eine Garage?«

»Nein, aber wenn es Sie beruhigt, dann stellen Sie den Wagen auf den Hof. Wir schließen abends das Tor ab, da kann keiner rein.«

Die ausgetretene Treppe hinauf in den ersten Stock knarrte entsetzlich, das Zimmer jedoch war passabel, und als die Wirtin ihm später Salat mit Putenfleisch vorsetzte, entspannte er sich. Nur der Balsamico-Essig schmeckte unecht. Das Geschnetzelte mit den hausgemachten Spätzle war ausgezeichnet, das frische Pils nach dem vielen Wein eine Wohltat und der Kaffee stark genug. Jetzt nur noch ein wenig frische Luft, und er würde gut schlafen können.

Martin trat auf die Straße. Es war kalt geworden, und Feuchtigkeit wehte in dicken Schwaden von den Wiesen herüber. Der Herbst kündigte sich an. Er schlenderte durch das vereinsamte Dorf und bekam den Kopf wieder frei. Ein ferner Lichtpunkt zog ihn magisch an, das Schaufenster einer Apotheke. Das riesige Foto einer strahlend schönen und endlich von Kopfschmerzen befreiten Frau lächelte ihn an; sie erinnerte ihn an Petra.

Er hatte das Handy nicht eingeschaltet, um sich zumindest heute noch den Alltag vom Hals zu halten. Sollte er Petra jetzt anrufen? Er zögerte und betrachtete die Frau im Schaufenster. Wovon könnte er ihr erzählen? Von langen Spaziergängen mit Gaston und ihren Gesprächen über Setzlinge

und Rebschnitt? Oder von Fassproben in kleinen, kalten Gewölben? Das waren nicht ihre Themen. Sie träumte von den gewaltigen Kellern der großen Châteaux mit der feierlichen Atmosphäre von Kirchen, in denen man beim Hall der eigenen Schritte erschrak.

Petra mochte Gaston nicht. Er gehörte nicht zu den Menschen, von denen sie sich etwas versprach. Sie hätte Martin lieber in Gesellschaft der Besitzer von Château Cheval Blanc oder Latour gesehen. Dass Gaston auf dem besten Wege war, sich einen Namen zu machen, ließ sie kalt. Für Caroline empfand sie Mitleid; die Ärmste hatte schmutzige Fingernägel und stapfte in Gummistiefeln herum.

Umgekehrt war es nicht viel anders. Gaston nannte Petra, die stets blendend aussah, *la pimbêche*, die eingebildete Pute, und damit war von seiner Seite aus alles gesagt. Ihr gegenüber blieb er jedoch höflich und zuvorkommend, sie war schließlich die Freundin seines Freundes.

Martin kehrte um und ging zum Gasthaus zurück. Heute würde er Petra nicht mehr anrufen, das hatte Zeit bis morgen.

Das Tor war noch offen, und er stellte den Wagen in den Hof, nahm den Koffer, kontrollierte alle Wagentüren und ließ sich in der Schankstube eine Flasche Wasser geben. Durch die Vorhänge drang das Flackern des Leuchtschildes ins Zimmer und ließ ihn lange nicht einschlafen. Er fragte sich, weshalb Gaston ihm den Haut-Bourton aufgedrängt hatte. Gut, er würde ihn morgen probieren, und Gaston würde sich wieder beruhigen.

Mitten in der Nacht wachte Martin schweißgebadet auf. Eine Autotür wurde zugeschlagen, ein Wagen fuhr an. Es war stickig im Raum. Schlaftrunken stieß er das Fenster auf und sah zwei Rücklichter im Nebel verschwinden. Er wusch sich das Gesicht, trank etwas und legte sich wieder hin.

Zum Frühstück gab es Eier von den Hühnern, die auf dem Hof herumliefen, Wurst aus eigener Schlachtung und selbst eingekochte Marmelade. »Die macht unsere Oma«, sagte die

Wirtin, ein wenig freundlicher als gestern. Martin zahlte und ging auf den Hof.

Als er den Knopf der Zentralverriegelung drückte, pasierte nichts. Er versuchte es noch einmal – keine Reaktion. Martin hielt die Luft an, mit wenigen Schritten war er am Wagen. Was war los? Die Heckklappe war unten eingebault und stand offen. Die Decke über den Kisten hing durch. Schlimmes ahnend schlug Martin sie zurück. Es war, wie er befürchtet hatte: Eine 12er-Kiste fehlte. Hoffentlich nicht die teuerste, 250 Euro die Flasche, das wäre bitter. Bei diesen Geschäften an der Steuer vorbei war nur das versichert, wofür er die Rechnung vorlegen konnte. Alle anderen Weine, so nebenbei abgefüllt, gab es offiziell nicht. Ich Narr, dachte er, wieso habe ich den Wagen nicht rückwärts ganz an die Wand gesetzt? Und die Wirtin hatte gelogen und den Hof nicht abgeschlossen.

Mit fliegenden Fingern zerrte er die Frachtpapiere aus der Aktenmappe, schob die Kisten hin und her und verglich die Namen mit denen auf seinen Listen. Seine Rückenschmerzen vergaß er. Nein, von den offiziellen Weinen fehlte keiner. Wahrscheinlich einer von den »inoffiziellen«, wie er sie nannte. So eine Scheiße!

Es waren dreimal drei Kisten gewesen, genau in drei Lagen übereinander, damit beim Bremsen nichts verrutschte. Martin stutzte. Der Haut-Bourton?

Er lehnte sich an den Wagen. Ausgerechnet der Wein, den Gaston ihm zum Probieren gegeben hatte! Dabei hatte er ihm erst beigebracht, seine Nase richtig zu benutzen. Gaston hatte ihn zu Verkostungen auf Châteaux und Versteigerungen mitgenommen, in die Keller anderer Winzer geschleppt, so lange mit ihm seine eigenen Weine in den unterschiedlichen Stadien ihrer Entwicklung probiert, bis Martin fast jedes Fass auseinanderhalten konnte. Gaston hatte ihn gebeten, den Haut-Bourton zu probieren – und er hatte ihn sich klauen lassen. Jetzt konnte er Gastons Wunsch nicht mehr

erfüllen. Obwohl – was war mit den Flaschen im Lunchpaket? Er atmete auf, als er sah, dass sie unberührt hinter dem Fahrersitz standen.

Aufgeregt tippte er Gastons Nummer in das Handy. Leider antwortete ihm nur die Mailbox, die ihm empfahl, eine Nachricht zu hinterlassen, was er tat.

Außer Gaston wusste niemand, was er geladen hatte. Also war es kein geplanter Diebstahl. Jemand hatte die Gelegenheit genutzt, vielleicht Leute aus dem Dorf? Die Wirtin hatte bestimmt nichts gehört und würde bei allen Heiligen schwören, den Hof abgeschlossen zu haben. Sicher waren die Diebe gestört worden und hatten nur diese eine Kiste mitnehmen können. Oder wollten sie die gesamte Ladung rauben und konnten den Wagen nicht starten? Aber am Zündschloss fanden sich keine Spuren.

Was war der Haut-Bourton wohl wert? Ein bekannter Deuxième Cru würde nicht billig sein, bestimmt so an die hundert Euro pro Flasche. Das waren – 1200 Euro. Die Polizei musste er aus dem Spiel lassen, er würde sich selbst in Gefahr bringen, und das Finanzamt würde ihm auf die Schliche kommen. Wozu also hier noch länger herumstehen und sich selbst blöde Fragen stellen?, dachte Martin grimmig. Außerdem begann es wieder zu regnen. Er besorgte sich einen Strick, um die Heckklappe zu befestigen, und setzte mit zusammengebissenen Zähnen seine Heimreise fort.

An diesem Freitag war die Autobahn so voll wie immer, zu allem Unglück goss es wie aus Kübeln. Für die letzten fünfzig Kilometer nach Frankfurt benötigte er fast anderthalb Stunden – eine Strapaze, bei der er den Diebstahl vergaß. Erst als er unter dem Torbogen auf den Hof seines Weinhandels einbog, erinnerte er sich wieder daran.

Frau Schnor kam freudestrahlend auf ihn zu, die Erleichterung, jetzt nicht mehr die gesamte Verantwortung fürs Geschäft tragen zu müssen, war ihr ins Gesicht geschrieben. Sie half seit Jahren, kannte sich aus und hielt während Martins

Reisen die Stellung. Er konnte beruhigt nach Italien oder Spanien fahren und sich sogar Zeit dabei lassen. Frau Schnor ertrug seine Launen, wenn er sich über schlechte Weine oder Preiserhöhungen ärgerte, sie wimmelte Vertreter ab und beschwichtigte übellaunige Kunden.

»Jede Menge Bestellungen, Herr Bongers, alles notiert.« Mit diesen Worten reichte sie Martin eine Liste der Weine, die heute ausgeliefert werden mussten. »Sie müssen selbst fahren, Klüsters ist krank«, fügte sie seufzend hinzu. »Unser Fahrer hat mal wieder Grippe. Er markiert nicht, er hörte sich tatsächlich verschnupft an. Aber ich habe Hilfe für Sie.«

Kaum zu Hause, geht der Ärger wieder los, dachte Martin. Er hatte Klüsters extra für schwere Arbeiten eingestellt, um seinen Rücken zu schonen. Der Mann hatte Kräfte wie ein Pferd, schleppte 24 Flaschen mühelos die Kellertreppe rauf und zerbrach nicht eine. Doch seine Körperkraft stand in direktem Verhältnis zu seiner Sensibilität. Ein unbedachtes Wort, und er war für Tage unauffindbar.

Der Ersatzmann war jung und kam aus der Teppichhandlung gegenüber. Gemeinsam luden sie die mitgebrachten Weine aus und packten die Bestellungen für Restaurants und Privatkunden in der Reihenfolge ihrer Auslieferung. Martin ging ins Büro, um einen Termin mit der Werkstatt zu machen. Er durfte den Wagen unmöglich offen stehen lassen. Auf seinem Schreibtisch stapelte sich Post, Arbeit für ein langes Wochenende, falls Petra ihn nicht davon abhielt. Er griff zum Telefon, aber statt sie anzurufen, wählte er Gastons Nummer. Diesmal hinterließ er keine Nachricht auf dem Anrufbeantworter.

Als er kurz vor Geschäftsschluss von der Tour zurückkam, war der Laden brechend voll. Noch ehe Martin den ersten Kunden bedienen konnte, nahm Frau Schnor ihn beiseite: »Ihre Freundin hat angerufen. Sie hat keine Zeit, sie muss mit einem Kunden, wie sie sagte, essen gehen. Neue Geschäfte und so.«

Das gespannte Verhältnis zwischen Martin und Petra war Frau Schnor nicht entgangen, und sie sah ihn mitleidig an. »Sie möchten morgen bitte anrufen, am Wochenende hätte sie Zeit.«

Martin atmete auf. Die Abende mit Petra waren in den letzten Monaten selten amüsant gewesen, ein klärendes Gespräch stand an, womöglich das letzte. Nun gut, auf diese Weise konnte er in die Sauna gehen und anschließend zum Masseur, sein Rücken hatte es verdient. Auf jeden Fall besser, als den Abend in einem öden Szene-Restaurant unter Selbstdarstellern zu verbringen. Doch es beunruhigte ihn, dass sich in Saint-Émilion niemand meldete.

Um diese Zeit kochte Caroline normalerweise, die Kinder tobten durchs Haus oder wühlten im Garten herum. Später saßen alle zusammen in der Küche bei einem guten Wein und diskutierten angeregt über Gott und die Welt. Bei Gaston und Caroline fühlte Martin sich zu Hause, sie waren die Familie, die er so gerne gehabt hätte. Zu seinen eigenen Eltern hatte er nur sehr wenig Kontakt.

Sein Vater war nie ein Familienmensch gewesen, er verkaufte der Welt lieber Maschinen. Seine Mutter gab die Gewinnbeteiligung aus und war mit Bridge-Freundinnen und Tennisplatz vollauf beschäftigt. Ihre Hunde waren ihr wichtiger als die Kinder. Die Bestien spürten Martins Abneigung und lagen knurrend unter dem Tisch, wenn er zu Besuch kam. Er versuchte sie zu bestechen, aber sie schnappten eher nach seiner Hand als nach den Brocken, die er ihnen zuwarf.

Die Gleichgültigkeit seiner Eltern hatte ihm viel Bewegungsfreiheit gelassen. Für seine Freunde und für seine Langstreckenläufe hatten sie sich genauso wenig interessiert wie für seine erste Freundin. Schule und Studium hatte er mühelos hinter sich gebracht, und wenn er Geld brauchte, hatte er es bekommen.

Seine Schwester hatte den ihr vorgezeichneten Weg beschritten und einen Banker geheiratet, der ihr den gleichen

Luxus bot, den ihre Mutter genoss. Der Ehemann war ein Langweiler, ihn bewegten Geld, die Börse und der »Tom Jones Index«, womit Martin ihn immer wieder provozieren konnte. Und Petra? Eigentlich war sie genauso. Äußerlichkeiten zählten viel für sie, enorm viel. Deshalb war sie auch keine Frau zum Heiraten.

Der letzte Kunde verließ das Geschäft, Frau Schnor ging nach Hause, Martin machte Kasse. Die Einnahmen waren ausgezeichnet, auch die der letzten Wochen, obwohl die Konjunktur alles andere als rosig war. Ein gutes Omen für den Winter. Erleichtert steckte er Schecks und Bargeld in die Geldbombe, um sie in den Nachttresor zu werfen. Sein Blick fiel auf die Papiertüte mit den Haut-Bourton-Flaschen. Jetzt hatte er Zeit, den Wein zu probieren. Hatte er den 89er-Jahrgang eigentlich noch im Keller?

Er trat auf den Hof und stieg die Treppe zum Gewölbekeller hinunter. Er stammte aus der Zeit, als das Anwesen noch ein Bauernhof gewesen war und außerhalb der Stadt gelegen hatte. Das Klima war ideal zur Lagerung von Wein: Die Luftfeuchtigkeit war relativ hoch, und die Temperatur blieb das ganze Jahr über konstant. Hier lagen seine besten Gewächse. Die Stahltür am Fuß der Treppe hatte er einbauen und mit drei Schlössern sichern lassen, die in einer bestimmten Reihenfolge geöffnet werden mussten. Anderenfalls heulte die Alarmanlage.

Martin hielt sich gern im Keller auf, den er seine »Schatzkammer« nannte. Die Flaschen stapelten sich in schmalen, gemauerten Regalfächern bis unter die Decke, das Licht war warm und weich, und kein Laut der Außenwelt drang hierher. In der Mitte des Raumes standen ein grober Tisch mit gescheuerter Platte und drei Stühle. Heute blieb ihm keine Zeit, die Stille zu genießen, denn was er nicht gleich morgen ausliefern würde, musste eingeräumt werden.

Martin fand die Kiste Haut-Bourton oben in einem Fach – die verschnörkelten Buchstaben und das Wappen des Châ-

teau vom Prägestempel tief ins Holz gedrückt. Er brauchte eine Leiter, um heranzukommen, und nahm den Deckel ab. Genau der Jahrgang, den Gaston ihm gegeben hatte. Diese Kiste hatte er völlig vergessen, der Wein musste seit Jahren hier liegen, genug gealtert, um ihn jetzt zu trinken. Sieben Flaschen waren übrig.

Er kannte ihn und hatte ihn so gut verkauft wie auch andere Crus. Der Jahrgang 1989 würde kaum noch aufzutreiben sein, und wenn, dann nur zu einem horrenden Preis. Weshalb sollte er ihn dann probieren? Aber wenn Gaston ihn um etwas bat, gab es immer einen triftigen Grund.

Martin klemmte sich eine Flasche unter den Arm und verließ den Keller. Er stieg die Treppe hinauf, und als er die Tür öffnete, riss der Sturm sie ihm aus der Hand. Regen peitschte ihm ins Gesicht, und Böen trieben Blätter über den Hof. Erleichtert atmete er auf, als er wieder im Laden war. Draußen jaulte der Wind, und eine diffuse Unruhe ergriff ihn – anders als die angenehme Spannung, die er normalerweise beim Verkosten großer Gewächse empfand.

Er kennzeichnete die Flasche, die er von Gaston bekommen hatte, und verglich die Etiketten. Ein Unterschied ließ sich nicht feststellen, und wie üblich schrieb er das Datum der Verkostung aufs Etikett. Als er Gastons Haut-Bourton öffnete, kam es ihm vor, als wäre der Flaschenhals rauer, aber das waren Unregelmäßigkeiten, die in der Produktion von Glas immer vorkamen.

Er dekantierte den Wein, jeden für sich, ließ ihn langsam an der Innenseite der Karaffen hinunterlaufen, damit er möglichst viel Luft zog und oxidierte. Die bauchigen Bordeaux-Gläser waren zum Verkosten dieses Weins am besten geeignet. Martin schnüffelte daran und war zufrieden, sie rochen weder nach Handtuch noch nach Spülmittel. Er schenkte den Wein zwei Finger breit in jedes Glas und setzte sich.

Der Wein war von einem tiefen dunklen Rot, beinahe tintenfarben und undurchsichtig. Von der Farbe her waren bei-